In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 49. Posen, den 21. August 1927. Nr. 49.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von **Reinhold Eichacker.**

25. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Topp!" machte er, den Apparat wieder schließend. „Ich stelle dich doch noch zum Kampf, Wundertäter! Du kneifst nicht mehr lange!"

Er warf seinen Rock ab und eilte zum Turnraum, in dem er noch täglich zwei Stunden trainierte. Er zog seine Handschuhe über die Fäuste und lachte den Boxball an, der zwischen Decke und Boden elastisch gespannt war.

Dann tanzte der Ball in dem Anprall der hageldicht sausenden eisernen Schläge . . .

*

Krasputin wartete an seinem Schreibtisch und rief in den Sprecher:

„Baumeister Richter! — Ja, hier in mein Zimmer!"

„Nehmen Sie Platz!" sagte er, als ein schmächtiger Mann mit Gelehrtenkopf eilig hereinkam. „Haben Sie Neues?"

Der Architekt zuckte bedauernd die Achseln.

„Es ist jetzt schwer, — alle Preise gestiegen, — das Bauamt so langsam . . ."

„Schön. Weiß Bescheid. Dieser Neubau hat auch keinen Wert mehr. Ich fand etwas Besseres. Bitte, besehen Sie sich diese Pläne!"

„Ah!" machte Richter und rieb sich die Brille. „Ist das nicht . . .? Ja, — das ist doch das bekannte Palais . . ."

„. . . des Fürsten Maloy. Ich werde es kaufen. Es liegt mir sehr günstig und ist schon fast fertig für meine Zwecke. Fahren Sie noch heute hin mit dem Auto, sehen sich an, was noch fehlt und was da ist. Samstag erwarte ich dann Ihre Vorschläge für einen Umbau."

„Aber die Kosten!" entfuhr es dem Baumeister in der Erregung.

Krasputin hob seine Brauen ein wenig und sah datbei auf die kostbare Armuhr.

„Samstag, um zehn Uhr." Er nickte kaum merkbar und griff nach dem Hörer.

Richter verbeugte sich noch in Verwirrung, als er schon wieder im äußeren Gang war . . .

„Lieber Herr Krasputin!" jubelte Simon, der aufgeregt in das Zimmer hereinkam und in einen Sessel sank, ohne zu fragen. „Sie sind ja ein Halbgott, nein, wirklich, ein Prachtmensch! — Haben Sie noch Ihre gute Zigarre? Die von gestern morgen? Danke! Vorzüglich, — ich habe schon Feuer. — Also die Aktien, — nicht zu beschreiben. Vierzig Prozent stiegen sie in den Tagen!"

Krasputin lächelte höflich, als sage ihm das nichts Neues. „Nun? Und? Sie haben verkauft?"

Simon feixte.

„Alles, total — auch die alten. Noch gestern. Wird einen Krach geben, wenn sie es merken. Macht aber nicht. Meine sechshunderttausend hab' ich im Trocknen. Dreihunderttausend hab' ich dran gewonnen. Eine Sache."

Krasputin machte sich kurze Notizen.

„Zwanzig Prozent — Simon — dreihunderttausend."

„Haben Sie nicht einen neuen Tip für mich?" fragte der Konsul und zog an der Weste. „Wo Sie jetzt einmal mein Hausarzt geworden für alle Nöte . . ."

Krasputin legte den Kopf auf die Seite, als sei er unschlüssig mit seiner Antwort.

„Wüßte zur Zeit nichts. Sie warten am besten. — Apropos, mein Sanatorium ist schon gefunden. Das Palais Maloy. Ich werde es kaufen. Gründe dazu eine Aktiengesellschaft."

Simon hob sich interessiert in dem Sessel. Seine beweglichen Aeugelchen glänzten.

„Donner und Doria, — das ist 'ne Sache. Kann ich denn da keine Aktien kaufen?"

„Sie? — wird sehr schwer sein. Die anderen Herren, die schon davon hörten, merkten sich schon vor zwei Tagen vor. Schade! Eigentlich ist alles schon überzeichnet. Rate auch ab, denn in eigenen Dingen ziehe ich nicht gern Klienten herein. Möchte nachher keine Vorwürfe haben."

„Papperlapapp!" machte Simon vertraulich. „Kenne den Zauber, — bin doch im Bilde. Würden Sie's machen, wenn's nicht ein Geschäft wär'?! Also im Ernst, wieviel kann ich bekommen?"

Krasputin war offensichtlich verlegen.

„Wenn doch nichts frei ist! Ich müßte es schließlich den anderen kürzen. Was wollen Sie zahlen?"

„Fünf Prozent mehr als die anderen, also —?"

„Gut!" meinte Krasputin. „Dreihunderttausend wäre das Höchste."

„Topp!" nickte Simon und kniff ihn vertraulich. „Mit Ihnen mache ich jede Geschäfte. Ist doch kein Kunststück, wenn man es vorausweiß! . . ."

„. . . Den Detektiv!" sagte Krasputin herrisch in seinen Hörer, als Simon gegangen war. Gleich darauf klopfte es schon an der Tür. Detektiv Molton schob sich in das Zimmer und grüßte ergeben. Es war ein sehr langer Mensch mit kleinem Spitzbart.

„Nun?" fragte Krasputin, einen Scheck schreibend. „Rauchen Sie? — Bitte."

Molton griff aufgeregt nach der Zigarre.

„Herr Matterton war die zwei letzten Tage nicht in der Villa des Fräuleins van Hoogh. Er hat sein eigenes Heim nicht verlassen."

„Weiter beobachten! Wie sprach man von mir auf dem Fest der Orlinsky?"

„In höchster Verehrung. Alles war einig. Man war sehr enttäuscht, daß Sie selbst nicht erschienen. Ihr neues Projekt wird mit Spannung erwartet."

„Wie steht's in Paris und den anderen Städten?"

„Es geht alles wunschgemäß. Ihre Vertreter sind fest bei der Arbeit. Der Zulauf wird groß sein, wenn

Sie dort erscheinen. Man spricht überall davon, daß Sie bald kommen, kennt Ihre Erfolge. Die Presse erwähnte Sie schon in Notizen."

„Ich weiß!" nickte Krasputin. „Ich bin zufrieden. — Sie haben die neue Anweisung erhalten?"

„Sie meinen Herrn Ahrenberg? — Ist schon veranlaßt."

„Noch eins. Gestern abend war hier ein Rencontre. Zwei Damen, die ich einmal bei mir empfing, sahen sich auf der Treppe und machten sich Szenen. Die eine verlor bei der Sache ein Armband. Besorgen Sie es ganz diskret. — Sie verstehen? Hier ist die Adresse. Sie ist noch ein Backfisch, ihr Vater Senator. Ich möchte kein Aufsehen."

Molton griff diensteifrig nach dem Paketchen und ließ es gewandt in die Rocktasche gleiten.

„Haben Sie noch etwas?" fragte der Russe, da Molton sich noch im Stuhl herumdrückte.

„Ja. Freiherr von Kreuth hat Verdacht, daß die Dame, die in letzter Woche mit Ihnen im Auto dicht an ihm vorbeifuhr, — die eigene Frau war."

Der Russe sah auf.

„Woher wissen Sie das?"

„Nu —" schmunzelte Molton — „er gab mir den Auftrag, die schöne Baronin — äh — zu überwachen. Vor allem soll ich den Rivalen ermitteln. Den alten Mann plagt eine Eifersucht! Scheußlich!"

„Und? Ihre Antwort?"

„Ich habe den Auftrag nicht — ablehnen können. Soweit ich . . . noch frei bin."

Er blinzelte listig auf seine Zigarre.

„Gut!" lächelte Krasputin. „Sie sind sehr brauchbar. Weit brauchbarer als Ihr Chef, den Sie vertreten. Wie geht's dem Herrn Braun jetzt? Noch nichts? Um so besser. — Sie werden, wenn ich die Baronin besuche, — besetzt sein. Von mir aus. Sie können sich hundert Mark auszahlen lassen, für Extraausgaben."

Der andere grinste ergeben und dankbar. — Der Russe sah nicht mehr das spöttische Blitzen der grünlichen Augen, als Molton hinausging . . .

*

Die Wochen des Umbaus im Fürstenpalais, das er käuflich erworben, verwertete Krasputin zu großen Reisen durch andere Städte, in die man ihn einlud, den Kranken zu helfen. Erzählungen von seinen Heilungen liefen ihm fördernd voraus. Es war mehr ein buntes Gewirr von Gerüchten als etwas Bestimmtes. Der eine berichtete von einem Wunder an einer Gelähmten, der andere wußte Voraussagen, die einen nahen Bekannten vom Tode gerettet. Noch keiner von ihnen sah selber den Russen, doch lebte er schon in den Hirnen und Herzen. Es war nicht erweisbar, durch wen man den Namen zum erstenmal hörte, — man kannte ihn plötzlich. Zuerst nur ein kleiner Kreis, der sich mit Mystik und mit Okkultismus befaßte, dann andere Menschen, Bekannte, Vertraute, die „gute Gesellschaft". Der Name war plötzlich im Mund aller Leute, gehörte zur Bildung. Es ging wie ein Lauffeuer durch die Salons, Ateliers und Geschäftsräume: Krasputin kommt!

Viele konnten durch Briefe die Nachricht beweisen. Man konnte den Tag und die Stunden angeben. Im ersten Hotel war er schon angemeldet, für vier, sechs, acht Tage. Es war ein Ereignis . . .

Wenn Krasputin ankam, begrüßten ihn meist schon am Bahnhof Verwandte der einzelnen Kranken, um deren Behandlung man ihn ersucht hatte. Man sah ihn sofort, denn beim Aussteigen wartete Ahrenberg mit einer Schar von Verehrern schon auf seine Ankunft. Meist ältere Herren und jüngere Frauen, den üblichen Blumenstrauß in ihren Händen. Das Publikum staute sich um diese Gruppe, neugierig und spöttisch. Man lächelte, fragte, bekam kurze Auskunft, besann sich und drängte selbst hinter dem Russen, bis er endlich in seinem Auto verschwunden war.

Das ganze Hotel war für ihn auf den Beinen. Die Diele, das Restaurant waren gefüllt von den wartenden Gästen, die Krasputin einmal erblickt haben wollten. Wer selbst mit ihm sprach, wurde heftig beneidet. Der Hausdiener freute sich über das Trinkgeld, das ihm reichlich zufloß. Er wußte die Fragen allmählich im voraus und leierte auswendig seinen Bericht her, der immer mehr anschwoll, je mehr er erzählte. Der Portier war plötzlich nur noch Angestellter des vornehmen Russen. Er fühlte zwei Herzen. Das eine schlug froh über zahlenden Händen, das andere wetterte, stöhnte und fluchte.

Und Ahrenberg sorgte für stets neues Tempo. Er war überall, gab Befehle und Auskunft, empfing und versagte, verhandelte, teilte genau das Programm ein und brachte das Telephonamt zur Verzweiflung.

Nur Krasputin saß ruhig in seinem Zimmer und nahm gütig Wünsche und Klagen entgegen, die man zu ihm hintrug. Zwei Rote-Kreuz-Schwestern empfingen die Kranken.

Sein schönes Gesicht, sein bestrickendes Wesen, die Eleganz seiner Bewegung und Kleidung bezauberten jeden, der vor seinen Blick kam. Vor allem die Frauen. Mit leuchtenden Augen, erregt und begeistert verließen die kühlsten Naturen sein Zimmer. Am zweiten Tag wußte man schon Anekdoten, Skandalklatsch aus guten und besten Familien. Man fand es begreiflich. Es war eben Krasputin. Das sagte alles . . .

Der Russe behandelte seine Patienten gemeinsam und nahm zwanzig, dreißig zusammen. Er sprach erst mit seiner melodischen Stimme vom Wesen des Kranksseins, vom Irrtum des Lebens und von seinen Folgen. Dann redete er von der Kraft jedes Menschen, sich selber zu heilen. Er lehrte Vertrauen und forderte Glauben.

Noch während er sprach, zeigte sich schon Bewegung bei einzelnen Hörern. Man lauschte auf ihn mit geweiteten Augen. Man nickte ihm Zustimmung, wenn er ein Beispiel erzählte, das zutraf. Man atmete auf wie in einer Erlösung. Der Glauben fraß um sich, — die Suggestion seiner Erscheinung und Worte vervielfachte sich mit der Zahl seiner Hörer.

„Sie werden gesund werden, Schwestern und Brüder!" schloß Krasputin mit froher Miene begeistert und ging zu dem ersten, der schon auf ihn harrte.

„Sie leiden an Schmerzen im Darm und im Magen? — Sie l i t t e n darunter? Sie g l a u b e n, zu leiden! Sie leiden jetzt n i c h t mehr! Sie wissen jetzt, daß dieser Schmerz nur Betrug Ihrer Einbildungskraft war. Sie sind ganz gesund, haben keine Beschwerden. So — sagen Sie bitte den Schwestern und Brüdern, wie Sie sich jetzt fühlen!"

Der alte Mann rutschte nervös in dem Sessel und klapperte mit seinen lustigen Augen. Sein Faltengesicht zog und bog sich erstaunt in erschütternder Freude, die unsagbar komisch war und doch bewegte in all ihrer Einfalt und dankbaren Rührung.

„Ich bin ganz gesund!" sagte er zu den Leuten — „vollkommen gesund! Habe gar keinen Schmerz mehr! Da, sehen Sie selber!"

Er schlug sich die zitternden Fäuste erregt auf den Bauch und den Magen. „Nichts spüre ich mehr! Alles fort, wie verflogen!"

„Schon gut!" faßte Krasputin ihn bei den Händen. „Nun wissen Sie, daß Sie vollkommen gesund sind. Gesund bleiben werden! — Nein, bleiben Sie sitzen! Wir gehen gemeinsam hinaus, lieber Bruder!"

Er wandte sich gutmütig zu einer Dame, die ihn schon mit schwärmenden Blicken verschlungen. Er dämpfte die Stimme zu leiser Vertrautheit.

„Sie fühlen sich krank, liebe leidende Schwester, weil in Ihrer Ehe seit Jahren das Kind fehlt, nach dem Sie sich sehnen. Sie schlossen ihm s e l b s t stets die Pforte zum Leben. Nur durch Ihren Zweifel! Sie litten an Unglauben, litten an Hoffnung. Jetzt werden Sie hoffend, — wie es in der Schrift steht. Ich sehe es an Ihren leuchtenden Augen. Der Glaube zog ein, —

oh! ich sehe die Pforte des Lebens auf einmal geöffnet! Das Licht hinter Ihnen strahlt zu mir herüber!“

Die anderen drehten sich flüsternd und fragend und beugten sich vor, um die Dame zu sehen.

„Sie werden gesegnet sein, glückliche Schwester, wenn Ihre Zeit um ist. Sie werden gesegnet!“

Er nahm ihre Hände, sie inbrünstig drückend.

„O Gott!“ hauchte sie, totenblaß vor Erregung. Das Glück strahlte aus ihren gläubigen Augen.

Der Russe betrachtete schon einen Dritten wie tief in Gedanken. Ein junger Mann hockte geduckt auf dem Stuhle. Er hatte ein Krückenpaar neben sich stehen und blickte apathisch vor sich auf den Boden. Das bleiche Gesicht sprach von Schmerzen und Hunger. — Als Krasputin vor ihn trat, blickte er hoffnungslos in seine Augen.

„Sie leiden an Lähmung der unteren Glieder. Wie lange schon, Bruder?“

„Sechs Jahre. — nein sieben!“ ergänzte der Junge mit schwächlicher Stimme.

„Wodurch, glauben Sie, ist dies Leiden entstanden?“

„Ich stürzte vom Bau ab, vom oberen Stockwerk, und blieb unten liegen. Im Krankenhaus kam ich dann erst zur Besinnung. Ich konnte nicht gehen. Ich fühlte sofort, daß ich unten gelähmt war.“

(Fortsetzung folgt.)

Meine Blumen.

Vergebet mir, daß ich euch heimgetragen,
Ihr Blumen, zu schmücken mein Gemach —
Daß ich euch stelle zu meinem Lager,
Wenn ich in fiebernden Nächten wach.

Vom Morgen, der sieghaft heraufgestiegen,
Und leise euch küßte am Waldessaum,
Von einer flüchtigen Sonnenstund
Sollt ihr mir flüstern durch meinen Traum ...

Hedda Wagner.

Einer aus der Walzerkönigdynastie.

Zum 100. Geburtstag von Josef Strauß am 22. August.

Es gibt musikalische Kunstformen, in denen sich die Kultur einer Epoche kristallisiert hat; die opera seria vermittelt uns die höfische Kultur des Barock, die Choralmotette das Seelenleben des protestantischen Bürgertums im 16. und 17. Jahrhundert. Bei diesen Klängen steigen Hofbühne und Kirche vor unseren Augen empor — und ebenso schauen wir das Wien des Vormärz und der Gründerjahre, jene Stadt, die damals wahrlich als Phäakenstadt Schillers gelten konnte, vor uns, wenn ein Walzer erklingt ...

Diese Kunstform knüpft ihre höchste Blüte an einen Namen: den der Familie Strauß. Ein Vater, drei Söhne: Johann, Josef und Eduard, bilden diese Musiker-Dynastie — und des letzteren Sohn, Johann, der in eine Zeit hineinkam, deren musikalisches Verlangen und Streben weit entfernt ist von den Ausgängen seines Hauses.

Neben den beiden großen Johanns, Vater und Sohn, ist im Bewußtsein der Zeitgenossen der zweite Bruder, Josef, etwas zurückgetreten — sehr mit Unrecht! Das echte Musikantenblut hat ebenso schäumend in ihm pulsiert, wie in seinen beiden berühmteren Brüdern. Josef Strauß wurde am 22. August 1827 in Wien geboren; damals war sein Vater schon gefeierter Leiter einer eigenen Tanzkapelle. Johann, der Alte, wollte bei keinem seiner Söhne, daß er Musiker würde, weder bei Johann noch bei Eduard; auch nicht bei Josef, den er zum Studium zwang. Josef absolvierte die technischen Studien und wurde Ingenieur — doch auf die Dauer ließ sich die angeborene Kraft nicht in andere Bahnen lenken; die Musikstudien wurden eifrig und erfolgreich fortgesetzt. Damals gab es Krach über Krach im Hause Strauß; Johann, der Jüngere, gründete 1844, kaum 19jährig, neben dem Orchester des berühmten Vaters ein eigenes, und man kann sich denken, welche Anregungen der junge Josef von dort empfing. 1844 starb Vater Strauß; nun wurde die Bahn für eine ruhigere, naturgemäße Entwicklung seiner Söhne Josef und Eduard, geboren 1835, frei, die beide sich nun zu Musikern ausbilden konnten. Johann Strauß hatte nach dem Tode des Vaters dessen Orchester übernommen. Als seine stets wachsende Berühmtheit ihm gestattete, ganz als freier Komponist zu leben, übergab er die Kapelle seinen Brüdern. Josef leitete sie seit 1863 als Dirigent. Daneben entfaltete er seine äußerst fruchtbare Tätigkeit als Komponist. 283 Opusnummern, seine Blüten des Wiener Tanzgenius, zeugen von seinem nimmermüden Fleiße. Es steckt in seinen Werken eine so kolossale Melodienfülle und anmutiger Ideenreichtum, daß in den Jahren 1903 bis 1908 ein paar moderne Operettenkomponisten davon zu zehren hatten; so z. B. ist die bekannte Operette „Frühlingsluft“ in ihren Motiven als Werk Josefs zu werten.

Josef Strauß hat die Höhe des Lebens nicht erreicht; kaum 43jährig, starb er am 21. Juli 1870 in Wien. Er hat den großen Glanz, den das Schaffen seines Bruders Johann ins Wiener Musikleben ausstrahlte, nicht mehr bis zu Ende erleben dürfen. Sein Nachfolger in der Leitung des weltberühmten Orchesters wurde sein jüngerer Bruder Eduard, der virtuose Gastdirigent, und dessen Sohn Johann, der gegenwärtig in Berlin lebt. Merkwürdiges Symbol: der letzte der Straußdynastie hat seine Kunstweise nach Berlin verpflanzt. Die Herrschaft im Operettenreiche, wenn sie auch keiner „derer von Strauß“ mehr ausübt, ist von Wien nach Berlin übergegangen. Die Operette ist eben etwas vollständig anderes geworden als zu Johann des Großen Zeiten; und ebenso ist das, was sich heutzutage noch neben Tango, Boston, Blues und den anderen modern-exotischen Tänzen als Walzer deklariert und so zu behaupten sucht, ein ganz anderes Gewächs. Es ist französisches Parfüm darin und nicht mehr der etwas herbe, aber volkstümliche Hauch aus dem Wienerwald ...

Wie das Bürgertum in der Zeit zwischen den zwei Revolutionen von 1848 und 1918 sich musikalisch und tänzerisch belustigte, das können wir heute noch aus diesen Walzern, Polkas, Galopps und Quadrillen der Strauße nachfühlen. Es ist harmlose Fröhlichkeit darin, keine problematische, der Tanz ist vor allem kein Sport, wie jetzt, sondern etwas Gesellschaftliches und doch zugleich Volkstümliches. Aber es steckt unendlich viel feine rhythmische Pikanterie, unendlich viel tüchtige, technische Arbeit, überhaupt etwas Gesundes und Erfrischendes in diesen Kompositionen. Und wenn man von einem Musikgeschlecht sagen durfte: „ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet —“ so von den Straußbrüdern. Sie haben in Tönen die Seele der Wiener Landschaft und des damaligen Wiener Volks ausgesprochen, sie haben den Besten ihrer Zeit genug getan — Wagner, Bülow und Brahms waren unter ihren aufrichtigen Bewunderern — und darum leben sie fort in der Geschichte ihrer Kunst für alle Zeiten. Und wenn sie auf uns Heutige auch mehr historisch als unmittelbar wirken, so doch mit jenem Zauber einer wehmütig-frohen Romantik, die aus einer Zeit, die unwiederbringlich vorbei ist, zu uns herüberduftet ... S. F.

Denis Papin.

Das erste Dampfschiff. — Auf der Fulda. — Der geistige Vater der Lokomotive und des Unterseeboots.

Zum 280. Geburtstag des großen Physikers Denis Papins am 22. August.

Am 22. August 1647 wurde in Blois in Frankreich ein Knabe geboren, der bestimmt war, eine Erfindung zu machen, die das Angesicht der Welt und die menschliche Gesellschaft aufs gründlichste verändern sollte: Denis Papin, der Schöpfer der ersten Kolbendampfmaschine.

Zuerst war es der Mensch, dem sich der Forschertrieb des Jünglings zuwendete: er studierte Medizin und praktizierte als Arzt in Paris. Bald aber war es die physikalische Seite der Naturwissenschaft, die ihn fesselte und nicht mehr losließ. In den Siebzigerjahren des 17. Jahrhunderts lebte der große Huyghens, der Entdecker der Undulationstheorie des Lichtes, in Paris, anerkannt als Mathematiker und Astronom — er entdeckte die Ringe des Saturn —, aber als Physiker weit seinem Zeitalter vorauseilend und deshalb von den Zunftgrößen der Wissenschaft angefeindet. Bei diesem genialen Mann studierte der junge Arzt Mathematik und Physik als Hauptfächer Jahre fruchtbringender naturwissenschaftlicher Arbeit folgten. Aber als im Oktober 1685 Ludwig XIV. das Edikt von Nantes, das den Calvinern freie Religionsübung in Frankreich gesichert hatte, aufhob, das Land gewaltsam katholisch machte und die Widerspenstigen verbannte, mußte auch Denis Papin die Heimat verlassen. Er wandte sich nach England, wo er fast 2 Jahre weilte, und mit Boyle, dem berühmten Chemiker, der die Luftpumpe verbessert hatte, und sich bahnbrechend mit der chemischen Beschaffenheit der Luft befaßte, in Beziehung trat.

Schon 1680 hatte Papin jene seiner Erfindungen gemacht, die seinen Namen bis heute am bekanntesten hat werden lassen: den sogenannten Papianischen Kochtopf, der auf dem Prinzip beruht, daß der in verschlossenen Gefäßen festgehaltene Wasserdampf durch seine ausdehnende Kraft viel leichter die Zwischenräume tierischer und pflanzlicher Körper durchdringt, und ihren Zusammenhang besser auflöst, als es kochendes Wasser vermag. Doch hat auch erst die Küche und das Gewerbe der Neuzeit von diesem Apparate jene Dienste geleistet erhalten, die sich Papin versprach.

1687 folgte Papin einem Rufe als Professor der Mathematik nach Marburg, woselbst er bis 1707 blieb. 1710 starb der geniale Mann, vielfach angefeindet, in dürftigen Verhältnissen. Aber in dieser Zeit war ihm der große Wurf gelungen, der Plan seines Lebens geglückt. Nach vielen Versuchen, die schon in England unternommen worden waren, für welche Idee es ihm aber nicht gelang, die Royal Society zu gewinnen, fuhr Papin im September 1707 auf der Fulda von Kassel mit seinem neu-

konstruierten Dampfschiffe — dem ersten, das jemals ein Gewässer befuhr! — bis München. Dort ereilte aber das 1. Dampfschiff das Schicksal so vieler bahnbrechender Erfindungen: die Werraschiffer fürchtend, durch das neue Fahrmittel ums Brot zu kommen, zerstörten Papins Werk. Ganz ähnlich wie ein Jahrhundert später die englischen Maschinenstürmer, sahen die Schiffsknechte in dem Boot, das eine Dampfmaschine bewegte, einen verhaßten Konkurrenten. Hier wie dort hat es sich bewahrheitet, daß neue technische Erfindungen zwar vorerst Menschenkraft überflüssig machen, dann aber durch ihre Ausbreitung, durch die von ihnen bewirkte Zunahme des Verkehrs und der Produktion das gerade Gegenteil bewirken. Wieviele Menschen haben durch die Dampfschiffe und deren Bau seither einen Erwerbszweig, Arbeit und Verdienst gefunden. Nicht zu vergessen der Bahnverkehr — zählt doch Denis Papin durch seine Gedanken, Wagen ebenfalls durch den Dampf zu bewegen, zu den geistigen Vätern der Lokomotive und somit des modernen Verkehrswesens. Papins Apparat ist der erste, welcher die Grundzüge der Kolbendampfmaschine aufweist. Aber es ging ihm, wie so vielen genialen Bahnbrechern; die anfänglich vorhandenen Mängel wurden von den gelehrten Kollegen in mißgünstigster Weise dargestellt, alles wurde als Utopie verlacht — auch der Gedanke des Tauchbootes, mit dem sich Papin befaßte, und seine Zentrifugalpumpe ohne Ventile und Klappen, die beständig Wasser heben sollte, und von der er sich Großes auf industriellem Gebiete versprach —, so daß Papin schließlich selber kleinlaut wurde und an sich selbst zu verzagen begann. Trauriges Los des Bahnbrechers, das er mit so vielen Großen teilte.

Wie würde der große Physiker staunen, könnte er die Welt von heute erschauen! — Millionen von Dampfmaschinen befahren die Schienenwege, gleiten über Meer und Flüsse, bewegen Fabriken — können wir uns das Leben überhaupt noch ohne sie vorstellen?!

H. W.

Karlchen segelt.

Sporthumoreske von **Karl Ettlinger**, München.

„Karlchen," sagte mein Freund Maxl, der in Starnberg wohnt und ein Segelboot besitzt, zu mir, „Karlchen, morgen trainiere ich auf die Starnberger See-Regatta. Machst du mit?"

Selbstverständlich machte ich mit. Mich kann man einladen, zu was man will, ich nehm's an!

„Du kannst doch segeln, Karlchen?"

„Knorke!" gab ich stolz zurück.

Mich kann man fragen, was man will, ich kann alles. Weil ich mich auf meine Unfallversicherung verlasse. In Wahrheit habe ich noch nie in einem Segelboot gesessen. Ich halte eine Badewanne für zuverlässiger. Aber wozu das dem Maxl sagen? Es hätte ihn vielleicht beunruhigt.

Also ich zog mein Bua-Gewand an, setzte mein Hütl mit Gamsbart auf, nahm den Regenschirm unter den Arm und fuhr nach Starnberg.

„Auf welchen Maskenball gehst du?" fragte mich der Maxl entsetzt, sperrte mich mit einem weißen Flanellanzug ein und ließ mich erst wieder heraus, als ich „seemännisch" umgekleidet war. Jetzt hatte ich eigentlich schon genug von der ganzen Segelei! Aber weil ich ihm den Spaß nicht verderben wollte, stieg ich doch in sein Boot.

„Setz dich im Cokpit auf die Luvseite!" rief mir der Maxl zu, und ich dachte, er redet chinesisch mit mir. Ich setzte mich also auf meinen Cokpit, der Maxl hantierte an dem Geäst des Bootes herum, und plötzlich sauste der verflixte Segelkarren wie damisch los, und mir schlägt der Großbaum an den Schädel, daß die sämtlichen Ufer des Starnberger Sees Polka zu tanzen anfingen.

„Der Wind raumt," hat der Maxl gesagt.

„Jawohl, er raumt mit uns auf!" dachte ich, denn das Boot legte sich auf die eine Seite, daß ich meinte, alleweil kippen wir um. Ich sagte schnell ein Vaterunser und die Versicherungspolice vor mich hin, griff in meiner Angst nach einem von den Bendeln, die auf so einer Segelkutsche herumhängen, und im selben Augenblick saust mir auch schon wieder der Großbaum gegen meinen Kürbis, daß die ganze Geographie ringsum auf dem Kopfe steht.

„Alle neun!" rief der Maxl ironisch und schimpfte: „Hanswurscht damischer, wer hat dir denn gesagt, daß du wenden sollst? Bei dem herrlichen Nordwind!"

„Ich peif' auf den Wind!" erklärte ich. „Ich segle zu meinem Vergnügen! Und wenn mir dieser irrsinnige Querbalken noch ein einziges Mal gegen meine Gedankenkommode paukt, reiße ich die ganzen Segel herunter, damit's Ruhe gibt!"

Jetzt schwieg der Maxl und schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich hatten ihm meine fachmännischen Ausführungen imponiert.

Die nächste halbe Stunde wurde kein Wort gesprochen. Wir turnten auf dem See herum, der Maxl drehte bald das eine Segel, bald das andere, ohne daß ich wußte, warum.

„Ein schrecklich nervöser Mensch!" dachte ich. „Nicht einmal beim Segeln kann er ruhig dasitzen! Den nehme ich nie mehr mit!" Und der Maxl dachte dasselbe.

Schließlich dachte ich mir: Du mußt einmal einen kleinen Rundgang auf dem Segelfiaker machen, damit der Maxl sieht, daß du seefest bist. Ich stehe also auf, tänzle recht elastisch einen Schritt vorwärts, fliege gegen den Mastbaum, halte mich an einem Segel fest, reiße ein Stück heraus, falle hin, greife nach irgendetwas, ziehe daran, und im selben Augenblick haut mir auch schon wieder der Großbaum wider meinen Kohlrabi, daß ich denke, er ist mir zur Gemüsesuppe zermalmt.

„Hurra!" haben die Leute geschrien. Wir waren nämlich wieder in der Nähe von Starnberg angelangt. Am Ufer standen die Ureinwohner und Sommergäste und beobachteten mit Feldstechern oder auch mit bloßem Auge meine aerodynimischen Kunststücke. Sie wollten etwas lernen. Einige hielten sich den Bauch, so begeistert waren sie.

Nun weiß ich als gebildeter Mensch, daß man eine Verbeugung macht, wenn man applaudiert kriegt. Ich trete also auf den Rand des Bootes, werfe den Damen eine Kußhand zu, und schon liege ich im Wasser und fange an, den Starnberger See auszutrinken. Der Maxl, der gemeine Mensch, schmeißt mir einen Gegenstand nach, — später habe ich erfahren, daß es ein Rettungsring war.

Wie mich die Starnberger so viel Wasser schlucken sahen, bekamen sie doch Angst um ihre Naturschönheit, zogen mich heraus und legten mich ins Sonnenbad zum Trocknen. Einige Herren photographierten mich, und die Damen erkundigten sich, bei welcher Filmgesellschaft ich sei und wie das Lustspiel hieße?

Den Maxl grüße ich natürlich nicht mehr, den Pfuscher, und in so einen Segelomnibus bringen mich keine zehn Gäule mehr, höchstens in einen, der keinen Großbaum hat, denn wenn ich das will, kann ich meinen Kopf gleich unter einen Dampfhammer legen.

Aus aller Welt.

Fluchtversuch in der Unrattonne. Der im Zuchthause von Sing-Sing eine Freiheitsstrafe von 7½ Jahren verbüßende John F. Brenan, unternahm aus eigenartigen Gründen einen ebenso eigenartigen Fluchtversuch. Er versteckte sich nämlich in einer der großen Unrattonnen, um bei deren Transport zur Entleerung mit verladen zu werden und so die Freiheit wieder zu erlangen. Durch die Aufmerksamkeit des Wächters Mc. Martin, dem es auffiel, daß sich der Deckel der einen Tonne in ganz unmotivierter Weise bewegte, gelang es, den sonderbaren Fluchtversuch zu vereiteln.

Der erst 22 Jahre alte Verbrecher, der erst am 26. November 1926 verurteilt und in die Strafanstalt von Sing-Sing eingeliefert wurde, erklärte, daß lediglich sein übergroßes Interesse am Boxsport ihn zu dem Fluchtversuch verleitet habe. Er habe unbedingt dem am nächsten Tage stattfindenden Match der beiden Meisterboxer Dempsey und Sharkey beiwohnen wollen. Der Ausreißer wurde sofort in Einzelhaft geführt und hat zwei Jahre von seiner bedingten Strafzeit eingebüßt. Gegen sechs Mitgefangene wurde eine Untersuchung wegen Beihilfe und Begünstigung eingeleitet, da man trotz der schlangenmenschartigen Gewandtheit des Flüchtlings nicht glaubt, daß er den mißglückten Versuch, die Freiheit wieder zu erlangen, ohne fremde Hilfe unternommen haben kann. Mit zwei Jahren Strafverlängerung ist der Freiheitsdrang des Boxsportenthusiasten von Sing-Sing allerdings reichlich hart bestraft.

Ein Mann von 110 Jahren ist in Baltimore gestorben. Herr Leslie Weinberg hinterläßt 25 Enkel und 12 Urenkel. Er stammt aus Kiew in Rußland und ist im vierzigsten Lebensjahr in die Vereinigten Staaten ausgewandert.

Fröhliche Ecke.



Die gefährlichen Lastautos. Besitzer einer recht wackligen Villa zu seiner Frau: „Hör mal, Liebling, der letzte Verkehrsomnibus ist vorbei. Du könntest wohl die Bilder wieder gerade hängen."

*

Was zu beweisen war. „Wie fängt man einen Elefanten," so fragte mich mein Freund. Natürlich wußte ich es nicht. Aber prompt gab er mir Aufklärung. „Deshalb brauchst du nicht erst bei Karl Hagenbeck Unterricht zu nehmen. Die Sache ist sehr einfach. Du fängst drei, läßt zwei laufen, dann hast du einen."

*

Glossen. Eine Dame mag wohl wahrhaftig den Entschluß fassen, daß ein Mann sie nicht küssen soll, aber dennoch hat sie starkes Interesse daran, daß er zum mindesten den Versuch macht. Sicher ist ja auch, daß alle jungen Damen, wenn sie sich scheinbar sträuben, fast durchweg den doppelsinnigen Ausruf tun: „Nicht doch!"

*

Wenn man das Alter einer Frau schätzt, soll man weniger mathematisches Wissen, als vielmehr viel Takt entfalten.

*

Wer vor der Eheschließung zögert, kommt später stets „unter den Pantoffel".

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. **Alexander Jursch**, Poznań.